Am Lehrerseminarium in Aarau 1827-1829 : Aufzeichnungen von J.J. Wild-Stapfer, Lehrer in Brugg, 1810-1879

Autor(en): **Frey, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **13 (1939)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571237

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Am Lehrerseminarium in Aarau 1827–1829

Aufzeichnungen von J. J. Wild-Stapfer, Lehrer in Brugg, 1810–1879.

Zur Einführung.

Man hat den jungen Aargau den Kulturkanton genannt. Das Wort war scherzhaft gemeint; aber es hatte seine ernstliche Berechtigung. Was man damit treffen wollte, die eifrige Hingabe seiner führenden Männer an alle Werke des Fortschritts, auch auf geistigem Gebiete, das war im Grunde eben doch eine schöne, verehrenswerte Sache, der Aufschwung eines zukunftsgläubigen Volkes zu neuen Menschheitsidealen.

Es gehört zu den besondern Verdiensten des jungen Kantons, daß er als erster in der Schweiz, rund zehn Jahre vor allen andern, eine Lehrerbildungsanstalt gründete. Am 16. September 1822 wurde sie „mit einiger Feierlichkeit" eröffnet. Ihr erster Sitz war Aarau, und ihr bescheidenes Heim bildeten zunächst zwei leerstehende Räume einer den Gebrüdern Rothpletz gehörenden Druckerei an der Igelweid. Da sich diese Unterkunft wegen des Handwerkslärms und der mangelhaften Heizbarkeit als ungeeignet erwies, wurde im November 1825 die Verlegung in das katholische Pfarrhaus am Kirchhof[1] beschlossen. Dort blieb das Seminar, bis das Schulgesetz von 1835 eine Erweiterung der Anstalt, vor allem durch die Schaffung einer Musterschule, vorschrieb und die Gemeinde, die seinen Sitz beanspruchte, verpflichtete, die erforderlichen Räume unentgeltlich zur Verfügung

[1] Keines der heutigen Pfarrhäuser. Das am Kirchplatz gelegene Gebäude wurde 1812 von der aargauischen Regierung für die 1803 gegründete katholische Pfarrei Aarau erworben, 1825 aber wieder verfügbar, da der katholische Geistliche in einen andern Wohnsitz übersiedelte.

zu stellen. Da Lenzburg dieser Forderung am weitesten entgegenkam, wurde das Seminar dorthin verlegt, um aber später noch einmal, 1847 unter Augustin Keller, seinen Sitz zu wechseln und nun endlich in Wettingen eine dauernde Stätte zu finden.

Erst dort wurde der Lehranstalt auch ein Heim für die Zöglinge angeschlossen. Vorher, in Aarau wie in Lenzburg, wurden die Neueintretenden in Privathäusern untergebracht, wobei — wenigstens in den Anfängen — die Seminarleitung über die Zuteilung an die einzelnen Familien entschied.

Den Zeiten des Aarauer Seminars entstammen die hier wiedergegebenen Erinnerungen. Ihr Verfasser, der 1810 in Holderbank geborene J. J. Wild, war nach seinem Austritt aus dem Seminar zunächst Privatlehrer bei einer Fabrikantenfamilie in Schwanden und fand dann seine Lebensstellung in Brugg. Dort widmete er sich neben der Schule der Ausbildung junger Leute, die ihm aus seinem Glarner Wirkungskreise anvertraut wurden. Zu den Besonderheiten seiner Erziehungsweise gehörten mehrtägige Fußwanderungen, auf denen er seinen Zöglingen Land und Leute zeigte. Er selber machte — ein seltenes Unternehmen für die damalige Zeit und für einen bescheiden besoldeten Volksschullehrer — eine Reise nach Norwegen, die er in einer im Druck erschienenen Schrift geschildert hat. In den Ruhestand getreten, starb er 1879 in Brugg.

Die Erinnerungen müssen nach mehreren Hinweisen aufgezeichnet worden sein zur Zeit, da Augustin Keller Direktor des Wettinger Lehrerseminars war, das heißt vor 1856. Das Manuskript befindet sich im Besitze der Familie Kieser-Dammbach in Aarau, der wir die Erlaubnis zum Abdruck und die Mitteilungen über den Verfasser verdanken. Abgesehen von einigen Kürzungen und leichten Umstellungen ist der Text der Handschrift unverändert, doch in der heutigen Schreibweise wiedergegeben.

*

Es ist immer zweierlei, ob jemand mit dem Verantwortungsbewußtsein des Geschichtsschreibers Zeiten und Menschen darstelle oder ob er aus eigenem Erleben heraus ungehemmt und unbesorgt seine Eindrücke wiedergebe. Dieser Unterschied muß einem gegenwärtig sein, wenn man diese Blätter liest. Ihr Verfasser hatte das Zweite im Sinn. Er wollte keinen Beitrag zur Geschichte der aargauischen Lehrerbildung schreiben, sondern den Seinen schlicht erzählen, was er in seiner Seminarzeit erlebt hatte. Das schränkt die geschichtliche Bedeutung dieser Erinnerungen ein, gewiß; aber es gibt ihnen anderseits auch einen besondern Reiz: sie wirken unmittelbarer, frischer als eine alles berücksichtigende, wohlabgewogene Studie. Die dargestellten Persönlichkeiten erscheinen nicht in Denkmalsgröße, nicht in Staat und Ornat, sondern im Alltagsmaß, in Hausrock und Pantoffeln, mit ihren menschlichen Schwächen und Launen. Wo sie sich dabei unvorteilhaft darbieten und wo der Verfasser aus dem Gefühl erlittenen Unrechts und im Rückblick auf die Unvollkommenheiten der Anstalt ein einseitiges, zu hartes Urteil fällt, da wird der Leser es nach den geschichtlich festgelegten Tatsachen zu berichtigen wissen.

Vom ersten Seminardirektor des Aargaus, Philipp Nabholz,[2] sagte bei seinem Hinschiede ein aargauisches Blatt:

---

[2] Philipp Nabholz, 1782—1842, von Villingen im Schwarzwald, erhielt dort bei den Benediktinern seine Gymnasialbildung, ward Klosternovize, verließ aber des klösterliche Leben bald wieder, nahm für kurze Zeit Dienst in einem französischen Dragonerregiment, trat dann in die Lehre bei einem Chirurgen und widmete sich hierauf, von 1802 an, in Freiburg i. B. unter vielen Entbehrungen dem theologischen Studium. 1806 zum Priester geweiht, wirkte er kurze Zeit an dem privaten Schullehrerinstitut zu Kreuzlingen und begab sich dann, begeistert für den endlich gefundenen Lebensberuf, nach Yverdon zu Pestalozzi, bei dem er nur fünf Monate verweilte, aber bestimmende Eindrücke und Anregungen erhielt. Nachdem er längere Zeit die Pfarrei Waldkirch bei Waldshut versehen hatte, berief ihn 1822 die aargauische Regierung auf warme Empfehlung aus den

„Mögen viele ihn an Wissenschaft überragen — an Pflichttreue und Begeisterung, an christlicher Milde, Sanftmut des Charakters und Güte des Herzens erreichen ihn nur wenige. Vermöge dieser Eigenschaften wirkte er zauberisch auf junge Herzen ein.“ In dieses schöne Bild, das von urteilszuständigen Zeitgenossen als durchaus zutreffend anerkannt wird, setzt unser Memoirenschreiber ein paar Schatten ein, die es ohne Nachteil erträgt; es erhält nur etwas mehr menschliches Relief dadurch. Was er dagegen am Schlusse über die Unterrichtsweise seines einstigen Direktors berichtet, das ist schon eher ein Stück zu schonungsloser Kritik. Der Lehrer der 50er Jahre vergißt im Rückschauen über die Jahrzehnte hinweg, wie schwer für Pestalozzi und seine Schüler der Anfang in der neuen Schulhaltung war; er übersieht auch ganz die maßlose Last von Unterrichtsverpflichtungen, die dem ersten Leiter des Seminars aufgebürdet war.

Auch die Äußerungen über den trefflichen M. T. Pfeiffer[3] sind ähnlich einzuwerten — als flüchtige Lichter und Schlag-

---

Kreisen um Pestalozzi an das neugegründete Lehrerseminar, wo er neben der Leitung den Unterricht in deutscher Sprache, Methodik, Geographie, Schweizergeschichte, zeitweilig auch in Naturwissenschaft und mathematischen Fächern zu übernehmen, die Zöglinge in die Schulpraxis einzuführen und sie außerhalb des Unterrichts zu beaufsichtigen hatte. Diese vielseitige Aufgabe erfüllte er mit ganzer Hingabe und anerkanntem Erfolg. Mit Pestalozzi blieb er bis zu dessen Tod in freundschaftlichem Verkehr. Die Regenerationsbewegung erschütterte seine Stellung. 1833 folgte er einem Ruf der Heimat an das Seminar zu Rastatt. Dieses wurde 1835 nach Ettlingen und 1839 nach Meersburg verlegt; dort ist Nabholz 1842 gestorben.

[3] Michael Traugott Pfeiffer, 1771—1849, von Sulzfelden bei Würzburg, zog durch seine musikalische Begabung die Aufmerksamkeit des Fürstbischofs auf sich, der ihn zur Ausbildung in die französische Schweiz schickte. Dort und in Solothurn widmete er sich dem Studium von Musik, Sprachen, Literatur und Philosophie. Er wurde Sekretär bei der solothurnischen Verwaltungskammer, ging aber 1801, von den Volksbildungsplänen Pestalozzis angezogen, in dessen Anstalt nach Burgdorf, kehrte 1803 nach Solothurn zurück und gründete hier eine Privatschule. Als diese 1804

schatten auf dem unantastbaren Gesamtbilde eines bedeutenden und liebenswerten Menschen, dessen Vorzüge und Verdienste außer jedem Zweifel stehen.

Das köstlichste Gegenstücklein aus dem Alltag aber stellen diese Erinnerungen neben die geschichtliche Erscheinung des würdebewußten Pfarrherrn Aloys Vock,[4] einer durch geistige

---

aufgehoben und die Methode Pestalozzis in Solothurn verboten wurde, siedelte er nach einem neuen Aufenthalt bei Pestalozzi in Münchenbuchsee 1805 nach Lenzburg über, wo er als Stifter einer musikalischen Gesellschaft, als Rektor und Lehrer an den städtischen Schulen und durch seine Bemühungen um Veredlung des Volksgesangs — er trat hiefür in regen Verkehr mit H. G. Nägeli — solches Ansehen erwarb, daß ihm seit 1808 die aargauische Regierung die Leitung kurzer Schullehrerkurse übertrug, ihm das Bürgerrecht schenkte und ihn 1821 an das neugegründete Seminar berufen wollte. Pfeiffer schlug die Stelle aus, wurde dann aber Professor an der Kantonsschule für Latein und Griechisch und Gesanglehrer am Seminar. Durch den Verlust seiner Gattin im Innersten getroffen, legte er 1832 diese Ämter nieder und folgte seiner Tochter, die mit Augustin Keller verheiratet war, nach Luzern und später nach Lenzburg, wo er 1836, nachdem Keller als Seminardirektor gewählt und das Seminar hieher verlegt worden war, neuerdings den Musikunterricht übernahm. 1841 nötigten ihn Altersgebrechen zum Rücktritt; 1849 starb er und wurde in Wettingen begraben.

[4] Aloys Vock, 1785—1857, von Sarmenstorf, durch Privatunterricht und an der Lehranstalt Solothurn vorgebildet, studierte er Theologie, wurde 1808 katholischer Pfarrer in Bern, 1810 Rektor und Professor der lateinischen und griechischen Sprache am Gymnasium St. Gallen, wo er sein Studinm auf Sanskrit und orientalische Sprachen ausdehnte. 1814 Pfarrer in Aarau und Lehrer an der Kantonsschule, später Mitglied des kantonalen Schulrats (heute Erziehungsrat) und zusammen mit Professor Feer Vertreter desselben in der Seminarkommission, kirchlich im Geiste Wessenbergs tätig, sehr um Förderung des Geisteslebens, besonders auch der wissenschaftlichen Bildung unter der Geistlichkeit, bemüht. 1831 als Domherr nach Solothurn berufen, wo er 1857 starb. Verfasser einer Darstellung des Bauernkrieges von 1653 und einer kirchengeschichtlichen Arbeit „Der Kampf zwischen Papsttum und Katholizismus im 15. Jahrhundert".

Fähigkeiten und Interessen hervorragenden, als Kanzelredner bewunderten, als Sprachgelehrter und Historiker vielseitig tätigen Persönlichkeit von großzügigem Wesen, aber auch von leidenschaftlichem Temperament. „Seine Freundschaft schien die fruchtbarste, seine Ungnade die gefahrbringendste zu sein." Das ist der Mann, der dem schüchternen Lehramtskandidaten dreimal die Audienz verweigert.

Mögen die Urteile, die der Verfasser der Erinnerungen über Menschen und Dinge äußert, auch nicht mehr als Reflexe in einer weltunerfahrenen Seminaristenseele sein — sie haben doch etwas, was ihnen unbestreitbaren Wert verleiht. Das ist der mannhafte Charakter, der sich darin offenbart, das starke Rechtsempfinden und Ehrgefühl, das unser Johann Jakob Wild in keiner Lebenslage verleugnet.

Arthur Frey.

* *
*

Seit länger denn 100 Jahren lag das Lehramt zu Holderbank in unserer Familie; so viel ich weiß, waren der Vater und Großvater meines Vaters schon Lehrer daselbst. Auch ich sollte nach dem frühen Entschlusse meines Vaters Schulmeister werden, und auch der Herr Pfr. Keyserey sen,[5] der mir stets im lieben Andenken sein wird, unterstützte meinen Vater in seinem Vorhaben. Warum mein Vater gerade mich und nicht meinen ältern Bruder hiezu auserkoren, weiß ich nicht bestimmt; wahrscheinlich tat er dies, weil meine Entfernung von Hause ihm weniger schwer fiel, indem mein älterer Bruder die Geschäfte meines Vaters bei Hause und auf dem Felde besorgen konnte; vielleicht auch, weil er glaubte, ich hätte mehr Geschick hierzu als mein Bruder. In den Schulen in Holderbank war ich nicht der geschickteste, jedoch auch nicht einer der ungeschicktesten Schüler;

[5] Pfarrer in Holderbank (von 1814—1848).

ich brachte es in meiner Klasse, so viel ich mich erinnere, nie dahin, daß ich der oberste wurde; ich glaube aber, wenn ichs auch verdient hätte, so würde mich mein Vater dennoch nicht oben angesetzt haben; er war gegen uns Kinder in und außer der Schule stets strenge, wofür ich ihm jetzt noch dankbar bin, obgleich es mir damals nicht immer gefiel.

Zu dem Berufe eines Schulmeisters hatte ich nicht besondere Lust, und dies mag einerseits daher kommen, weil ich meinem Vater in der Schule schon frühzeitig helfen und bei den kleinern Schülern seine Stelle vertreten mußte, weshalb mich meine Schulkameraden auslachten und mich spottweise den kleinen Schulmeister hießen; anderseits sah ich wohl, wie gering dieser Stand im allgemeinen geschätzt und besoldet war; endlich hatte ich natürlich noch keinen Begriff von der Wichtigkeit dieses Berufes. — Daß der Lehrerstand früher vom Volke so mißachtet war, mag von der höchst mangelhaften Bildung der Lehrer selbst herkommen; auch mag der Grund in der damals noch verbreiteten Ansicht des Volkes gelegen haben, das Schulgehen nütze nichts; es sei ja genug, wenn die Herren schreiben, lesen und rechnen können, und diese Ansicht gefiel den Herren und Obern gar wohl; sie suchten dieselbe beim Volke geflissentlich zu nähren und zu erhalten. So sorgte die alte Berner Regierung gar sehr für das leibliche Wohl ihrer Untertanen und ließ dieselben ja nicht hungern; allein für Erziehung und Bildung des Volkes und für höhere und niedere Schulbildung der Jugend tat sie wenig oder nichts, so daß der Kanton Bern jetzt noch an den Folgen dieses Übelstandes zu leiden hat.

Wie oben gesagt, so hatte ich zu dem Berufe eines Lehrers aus den angeführten Gründen keine besondere Lust; allein der Herr Pfr. Keyserevsen ermunterte mich dazu, und so kam das Jahr 1827, und mithin reifte auch mein Entschluß, den im Herbst dieses Jahres eröffneten zweijährigen Kurs in Aarau zu besuchen. Ich meldete mich zur Aufnahme, und nicht lange, so

wurde man zur Aufnahmsprüfung eingeladen. Mein Vater begleitete mich nach Aarau. Ich hatte gewaltig Furcht vor diesem Examen, das indessen nicht strenge genommen wurde und nicht strenge genommen werden konnte, weil man damals nicht so vorbereitet war, wie es jetzt gefordert wird. Kein Angemeldeter besuchte vorher eine Bezirksschule, und in welchem Zustande die Schulen auf dem Lande damals waren, weiß man wohl. — Wir mußten lesen, rechnen und ein kleines Aufsätzchen machen; auch wurden wir in der Formenlehre der deutschen Sprache geprüft, worin ich ziemlich gut bestand; ich hatte diese Formen besser los als die Kunst, meine Gedanken niederzuschreiben.

Nachdem diese kurze Prüfung vorbei war, begaben wir uns wieder nach Hause. Nicht lange, so erhielt ich die Anzeige, daß ich aufgenommen sei und am 20. August 1827 einzutreten habe; auch mußte ich zu Handen des Kantonsschulrates eine gemeinderätliche Bescheinigung der Vermögensumstände meines Vaters mitnehmen, wornach die Hälfte meines Kostgeldes vom Staate bezahlt wurde.

Der Herr Direktor Nabholz wies mich in Kost und Logis zu Herrn alt Instruktor und Barbier Guyer, der neben der Kirche wohnte und nebst mir noch zwei andere Seminaristen erhielt, nämlich Soland von Reinach und Rohr von Hunzenschwil. Wir alle drei bewohnten ein kleines Dachstübchen, das im Winter nicht geheizt werden konnte, weshalb wir dann in der Wohnstube arbeiten sollten, wo zwei noch unerzogene kleine Kinder spielten; wo bald einer kam, der rasiert, bald ein anderer, der geschoren werden wollte; wo ferner gewöhnlich eine Jgfr. Hemmeler mit ihrer Tochter, die im Hause wohnten, bei Frau Guyer arbeiteten und plauderten. Zu dem allem kam oft schon Mittags und regelmäßig alle Abend unser Kostherr berauscht nach Hause, und am Abend gewöhnlich schon zu der Zeit, da wir noch arbeiten sollten, so daß wir oft von traurigen Auftritten Zeugen sein mußten. Solche Erscheinungen waren mir Gott sei Dank fremd und

ekelten mich an, so daß ich, ohne meine Aufgaben gemacht zu haben, entweder zu Bette ging oder mich zu nahe wohnenden Mitschülern verfügte, denen ich unser Leid klagte. Ich fühlte mich recht unbehaglich und recht unheimelig in diesem Hause, so daß ich Heimweh bekam und mich nach meiner heimatlichen, friedlichen Hütte sehnte. Ich frage nun, wie kann man junge Leute in solche Häuser in Kost und Logis schicken, wo, abgesehen vom Gestörtwerden im Arbeiten, in keiner Beziehung ein gutes Beispiel zu finden ist; denn auch die Reinlichkeit, woran ich sonst so sehr gewöhnt war, war da nicht recht zu Hause. — Es kam nun zuweilen vor, daß wir unsere Aufgaben nicht in der Ordnung hatten, und da klagten wir dem Herrn Direktor, der uns allemal die Antwort gab, er wolle die Sache untersuchen; allein es blieb immer bei dem Versprechen, und nie geschah Abhülfe.

In der Kirchgasse, in unserer Nachbarschaft, wohnte Herr Märk, Großweibel, der an schönen Abenden auf einer der Bänke saß, die unter schattigen Kastanienbäumen neben der Kirche angebracht waren, wo man eine sehr schöne Aussicht in das Juragebirge hat, und wo auch wir in der Regel an schönen Frühlings- und Sommerabenden mit Wehmut die untergehende Sonne betrachteten; denn die Sonne ging uns eben immer nur unter, und nie sahen wir dieselbe in unserer Not Erlösung bringend über den Horizont steigen. — Wir klagten unser Elend dem genannten Herrn Märk, welcher ein braver Mann war, der uns sonst friedliche und an Gehorsam gewöhnte Leute nun aber, ohne daß wir es wollten, zu Revolutionären machte, indem er sagte, wir sollen uns selber helfen, wenn diejenigen nicht helfen wollen, die diese Pflicht übernommen haben; wir sollen ein anderes Kosthaus suchen; wir seien ja keine Kinder mehr, usw.

Wir trugen lange Bedenken, diesen revolutionären Schritt zu wagen, und erst, nachdem wir nochmals vergebens geklagt und nachdem wir drei Vierteljahre an diesem Orte geduldet und gelitten hatten, faßten wir ein Herz und folgten dem Rate des Herrn

Seminardirektor Philipp Nabholz

Märk. Wir fanden bald bei braven Leuten ein erwünschtes Unterkommen, nämlich bei Herrn Goldschmied Häßig in der Kirchgasse, der uns nebst guter Kost ein heizbares Zimmer um 2 Batzen billiger gab. An dem Tage, als das dritte Quartal zu Ende ging, bezahlten wir unsere Schuldigkeit, packten am Abend unsere Effekten zusammen und sagten der Frau Guyer, daß wir ein anderes Kosthaus haben und daß wir nicht wieder kommen. Dies kaum gesagt, flogen wir zum Hause hinaus.

Wir hätten uns im neuen Quartier gar heimelig und wohl gefühlt, wenn nicht vom Herrn Direktor ein Wetter zu befürchten gewesen wäre, das auch richtig nicht ausblieb und schon am fol-

genden Tage fürchterlich über uns ausbrach, als ob wir Verbrecher wären. Wir begaben uns ruhig ins Bett mit dem Bewußtsein, nichts Böses getan zu haben; allein als wir am Morgen in die Schule kamen, sahen wir Herrn Nabholz deutlich an, daß Frau Guyer bei ihm geklagt. Nachdem seine Stunde zu Ende war, sagte er uns nicht gar freundlich, wir sollen um 11 Uhr zu ihm kommen. Wir gingen ruhig, im Glauben, keiner von den andern Seminaristen hätte es drei Vierteljahre bei diesen Leuten ausgehalten; denn alle übrigen hatten ihre eigenen heizbaren Zimmer, wo sie ungestört arbeiten konnten. Herr Nabholz empfing uns sehr unfreundlich; er war sehr erregt und las uns dermaßen den Text, daß er uns zu keinem Worte kommen ließ und uns sogleich aus dem Seminar jagte und zum Hause hinaus schickte, als hätten wir die größte Sünde begangen. Wir baten nicht etwa um Verzeihung, sondern gingen sogleich unserer Wege.

Diese unverdiente, ja ungerechte Behandlung tat mir in der Seele weh, wie mich jede Ungerechtigkeit immer empörte. Ob meine zwei Leidensgefährten nach Hause sind, weiß ich nicht mehr; ich aber begab mich sogleich nach Hause, indem ich vor meinem guten, aber strengen Vater mit gutem Gewissen erscheinen durfte. Mein Vater wußte wohl, daß wir mit unserem Logis nicht zufrieden waren; denn ich habe ihm oft geklagt. Er machte mir weiter keine Vorwürfe, als daß er glaubte, wir hätten noch länger Geduld haben sollen, und nachdem ich eine Nacht bei Hause zugebracht, schickte mich mein Vater wieder nach Aarau und sagte, ich solle dem Herrn Direktor abbitten. Ich begab mich also auf den Weg; allein zum Abbitten hatte ich keine Lust, indem es wider meine Natur ist, für eine Handlung abzubitten, die mit meinem Gewissen nicht im Widerspruch ist.

Auf dem Wege nach Aarau dachte ich immer nach und machte Pläne, wie ich mich bei Herrn Nabholz benehmen und was ich reden wolle, und siehe, Herr Nabholz empfing mich wider Erwarten freundlich; er mag wohl gefühlt haben, daß er uns Un-

recht getan und daß er in der augenblicklichen Aufregung zu weit gegangen. Er hatte in jedem Falle kein Recht, von sich aus einen Seminaristen fortzuweisen, und am allerwenigsten, wenn keine Gründe vorliegen, wie in diesem Falle. Wie gesagt, er war freundlich mit mir, wie ichs nicht erwartete, und ich sagte nur, daß mich mein Vater wieder nach Aarau geschickt habe, worauf er mir sagte, ich solle bei Herrn Hässig meine Effekten nehmen und wieder zu Herrn Guyer gehen, wo die andern auch wieder seien, und es werde in den nächsten Tagen in allen Kosthäusern eine Generalveränderung vorgenommen werden.

Daß ich wieder in mein altes, verhaßtes Logis zurückkehren sollte, war mir fürchterlich; dennoch fügte ich mich, in der Hoffnung, dieser Zustand werde nicht mehr lange währen. Frau Guyer zeigte so recht Schadenfreude, daß wir wieder kommen mußten, und war stolz darauf, bei Herrn Nabholz so viel Einfluß zu haben.

Dieser für mich peinliche Zustand währte zum Glück nicht lange; denn nach wenigen Tagen kamen wir von da weg, und mir wurde Kost und Logis bei Herrn Lehrer Eggen angewiesen, wo schon drei Seminaristen waren, nämlich Wellenberg von Schöftland, gegenwärtig Gemeindeschreiber daselbst, Bossart von Othmarsingen, nunmehr Lehrer in Wädenswil, und Zimmermann, gegenwärtig Lehrer in Oltigen, Kanton Basel-Landschaft. Hier gefiel es mir sehr wohl. Wir hatten zum Arbeiten ein eigenes Zimmer, und wenn sich Herr Eggen unser auch wenig oder nichts annahm, so war dagegen Frau Eggen an uns eine wahre Mutter, und sie ist mir so lieb geworden, daß ich nicht nach Aarau gehen kann, ohne sie zu besuchen. Herr Hässig bekam bei dieser Veränderung keine Kostgänger; dagegen erhielt Herr Guyer wieder vier Seminaristen, denen er aber ein eigenes heizbares Zimmer geben mußte, wodurch er genötigt ward, der Jgfr. Hemmeler aufzukünden.

Einer andern ebenso aufregenden Begebenheit erinnere

ich mich noch gar deutlich, die später vorfiel und mir wieder viel Unangenehmes zuzog. Es war eine Schauspielergesellschaft in Aarau; allein es wurde uns strenge verboten, ins Theater zu gehen. Nun wählte die Gesellschaft eines Abends Schillers Wilhelm Tell, den wir auch gerne gesehen hätten. Da es ein vaterländisches Stück war, so glaubten wir, fragen zu dürfen. Man ordnete mich ab, Herrn Nabholz zu fragen, und mein Freund Bossard begleitete mich. Herr Nabholz erlaubte es uns sogleich, insofern die Seminarkommission nichts dagegen habe. Vom Herrn Direktor begaben wir uns also zu Herrn Feer,[6] der auch in der neuen Vorstadt[7] wohnte; auch dieser gute alte Herr erlaubte es uns recht gerne. Wir kamen freudig zurück zu den übrigen Seminaristen, welche beim Ochsen auf uns warteten. Auf unsere Nachricht sprangen alle mit Jubel dem Schlachthause[8] zu, das zugleich das Theater war und jetzt noch ist. Da die Zeit schon ziemlich vorgerückt war, so ging auch Bossard mit, und ich mußte noch zu Herrn Vock. Diesen Gang ersorgte ich am meisten, weil ich Herrn Vock seines bar-

---

[6] Jakob Emanuel Feer, 1754—1833, war beim Einbruch der Franzosen 1798 Pfarrer in Brugg, gründete dort als entschlossener Anhänger der Staatserneuerung ein Revolutionskomitee und wurde nach dem Umsturz Regierungsstatthalter des Kantons Aargau. Er siedelte nach Aarau über, wo er 1804 eingebürgert wurde, trat aber schon 1801 von seinem Amte zurück, war längere Zeit Professor für Geschichte, Statistik und Philosophie an der Kantonsschule und wurde später Mitglied des aargauischen Schulrats, den er neben Pfarrer Vock in der Seminarkommission vertrat. Er bekleidete auch das Amt eines Appellationsrichters.

[7] Laurenzenvorstadt.

[8] In der sogenannten Tuchlaube, im ersten Stock des früheren Schlachthauses an der Metzgergasse. Der Theatersaal war erreichbar über eine lange hölzerne Treppe, die im Innern des Hauses empor führte. Noch in den 60-er Jahren wurde er einem Theaterdirektor Heuberger für Aufführungen eingeräumt, dann aber 1863 der Feuersgefährlichkeit wegen außer Benutzung gesetzt.

schen Tones wegen wirklich fürchtete. Ich ließ mich durch die Magd anmelden, die bald wieder mit dem Bescheid zurück kam, der Herr Pfarrer gebe keine Audienz. Als ich ihm sagen ließ, daß ich ihn notwendig etwas zu fragen habe, so kam er endlich unter die Türe und knurrte mich an und fragte: „Was wollt ihr denn?" Ich brachte mein Ansuchen erschrocken an, mit dem Bemerken, daß es uns Herr Nabholz und Herr Feer bereits gestattet haben, worauf er mir folgende schnöde Worte zuwarf: „Ihr könnt gehen; ich habe nichts zu erlauben!" und damit die Türe zustieß. Ich stand da wie Herkules am Scheidewege und wußte nicht, was ich auf diesen Widerspruch tun solle. Die Worte des Herrn Pfarrers wiederholend, kam ich auf die Straße, ging dem Schlachthause zu und blieb vor demselben eine Weile stehen, indem ich bald an das beleuchtete Haus hinauf schaute und bald wieder über die sonderbare Antwort eines sonst verständigen Mannes nachdachte. Obgleich ich aus dem Tone, mit dem Herr Vock die Worte gesprochen, wohl entnehmen konnte, daß er damit eher einen Abschlag als eine Erlaubnis aussprechen wollte, so entschloß ich mich dennoch, durch diese unverständige Antwort erzürnt, zu den übrigen Seminaristen hinauf zu gehen, wo ich kaum mehr ein Plätzchen fand und wo die Vorstellung bereits ihren Anfang genommen hatte. Das Stück gefiel mir; allein ich konnte doch nicht so recht mit Freuden teilnehmen, weil mich die Antwort des Herrn Pfr. Vock stets beunruhigte. In meiner Nähe stehende oder sitzende Seminaristen fragten mich, was Herr Vock gesagt habe. Ich wiederholte ihnen seine Antwort mit den gleichen Worten, und sie meinten, er habe damit sagen wollen, es sei ihm gleich, wir können gehen oder nicht; allein wer den Ton und den Ausdruck hörte, womit er seine Worte begleitete, konnte dies nicht glauben.

Ehe der Herr Direktor am Morgen in die Schule kam, mußte er bei Herrn Vock gewesen sein; denn kaum trat er in die Stube, so fing er also an: „Wer war gestern Abend im The-

ater?" Er fragte dann noch jeden einzeln, und die Antworten zeigten, daß nur wenige nicht gewesen waren. Darauf fuhr er fort: „Wild, es scheint, Ihr habt die andern falsch berichtet; Ihr seid also ohne Erlaubnis im Theater gewesen!" Ich sagte nun, wie es bei Herrn Feer und bei Herrn Vock gegangen, und führte die kurze Antwort des letztern wörtlich an. Der Herr Direktor sagte unwillig, der Herr Pfr. Vock habe ihm gesagt, daß er die Erlaubnis nicht gegeben, las mir dann den Text nach Noten und sagte, daß ich heute noch zu Herrn Vock gehen und ihm abbitten solle. So mußte ich allein die Suppe ausessen, die die andern mir anrichten halfen. Diese Strafe war für mich ein gar bitteres Kraut. Ich sollte nun dem Herrn Pfr. Vock abbitten! Für was denn? dachte ich. Worin habe ich mich gegen ihn verfehlt? Hätte er mir eine bestimmte Antwort gegeben, wie sie von einem vernünftigen Manne zu erwarten ist, so wäre ich gewiß nicht in diesen Fall gekommen.

Gleich nach dem Mittagessen ging ich hin, um meine unverdiente Strafe abzutragen, aber keineswegs reumütig; denn ich hatte nichts zu bereuen. Ich ließ mich durch die Magd anmelden, die bald wieder zurück kam und sagte, der Herr Pfarrer gebe jetzt keine Audienz, ich solle später kommen. Ich quälte mich dann nach drei Uhr wieder hin und erhielt dieselbe Antwort. Abends um fünf oder sechs Uhr betrat ich den Leidensweg zum dritten Male, nicht aber, weil alle guten Dinge dreimal sein müssen, und siehe, zum dritten Male ließ er mir durch die Magd das Gleiche sagen, nämlich er gebe jetzt keine Audienz, ich solle später kommen. Da Herr Vock jedesmal bei Hause war, so glaubte ich, er wolle mich zum Narren halten, und ging direkt zum Herrn Direktor und sagte ihm, daß ich schon zum dritten Male bei Herrn Vock gewesen und daß er mir jedesmal sagen ließ, ich solle später kommen; ich fragte ihn dann, ob ich diese Sache nicht schriftlich abtun dürfe. Herr Nabholz erwiderte hierauf, ich solle die Sache gut sein lassen; er wolle mit Herrn

Vock reden, und so endete diese Geschichte, ohne daß ich abbitten mußte, was ich aber in keinem Falle getan hätte; ich hätte dem Herrn Pfarrer einfach wiederholt, was er mir geantwortet und daß ich diese Antwort als eine leise Erlaubnis betrachtet hätte.

Das Wirtshausgehen und Tanzen, sowie das Rauchen außer dem Hause war uns strenge verboten. Diesen Vorschriften kam ich so ziemlich nach, wenn es auch nicht allseitig mein Verdienst war. So meinten andere Seminaristen, ich müsse auch rauchen. Ich machte wirklich einige Versuche; allein meine Natur ertrug dieses nicht und rächte sich jedesmal fürchterlich, so daß ich allemal eigentlich krank wurde. Ich gönnte nun den Genuß des Rauchens gerne den andern und ließ es fürderhin bleiben, was ich heute noch nicht bereue und wofür ich meiner widerspenstigen Natur jetzt noch dankbar bin. Da ich dieses Bedürfnis, sowie auch die Gewohnheit des Schnupfens nicht kenne, so erspare ich jährlich auch wenigstens Fr. 20.— bis Fr. 25.—. Oder was sagen die Raucher und Schnupfer zu diesem Ansatz?

Auch das Verbot des Wirtshausgehens beobachtete ich so ziemlich. In Aarau selbst besuchte ich kein Wirtshaus, außer ich hatte Besuch von meinem Vater oder sonst von Verwandten; wenn wir dagegen an Sonntagen aufs Land spazierten, so tranken wir gewöhnlich ein Glas Wein, was wir für keine Sünde hielten und weshalb wir auch nie angeklagt wurden. Einmal ließ ich mich durch andere verleiten, dieses Verbot so zu übertreten, daß wir wirklich Strafe verdient hätten.

Es war an einem sog. Tanzsonntage, als mich Rohr von Hunzenschwil und Lindegger von Entfelden dazu bewegen konnten, mit ihnen nach Hunzenschwil zum Tanz zu gehen. Ich war daselbst fremd und kannte niemanden; die andern dagegen hatten Bekannte genug; denn auch mehrere Töchter von Entfelden waren mit Wissen von Lindegger zugegen. Rohr und Lindegger tanzten wacker und machten sich lustig; ich dagegen blieb stiller Zuschauer und hatte Langeweile; denn ich konnte nicht tanzen, weil mich

mein Vater nicht auf die öffentlichen Tanzböden gehen ließ. Meine zwei Kameraden nötigten mich zum Tanzen, brachten mir die Tänzerinnen und hingen sie mir an den Arm; allein ich merkte bald deutlich genug, und ich konnte es auch wohl begreifen, daß die Töchter nicht gerne mit mir tanzten. Ich wollte wieder frühe nach Aarau zurück, aber die andern ließen mich nicht gehen, und so wurde es 12 Uhr, bis wir nach Hause kamen; doch unsere Kostleute verrieten uns nicht. Ich war damals noch bei Herrn Guyer.

Wir Seminaristen lebten sonst im allgemeinen stets in Frieden und Freundschaft unter einander; nur einmal entwickelte sich unter uns ein konfessioneller Streit, der sich aber bald wieder legte, sowie die Ursache verschwand. Es war nämlich im Jahr 1828, als es sich beim Großen Rate um die Annahme oder Verwerfung des Bistums-Konkordates[9] handelte. Sonst kannten wir keinen Unterschied zwischen Reformierten und Katholiken. Ich besuchte oft den katholischen Gottesdienst, einerseits der schönen Musik und des Gesanges wegen, und anderseits wegen der Predigten von Herrn Pfr. Vock.

Wir alle kleideten uns stets sehr einfach und ländlich, wie es uns anstand und wie wir uns bei Hause gewohnt waren, den Hemdkragen aufrecht gestellt bis an die Ohren. Mein Werktagsgewand bestand aus Zwilch, und an Sonntagen trug ich einen kurz abgeschnittenen Rock, einen sogenannten Mutz, und Hosen von Baumwollentuch, Rübeli genannt. Auf die Schlußprüfung ließ mir dann mein Vater einen Rock von Gutluch machen, in welchem ich mich lange nicht gewöhnen konnte und den ich anfangs nur mit gewisser Scheu trug. Die jetzigen Seminaristen

[9] Bistumskonkordat: Nach Aufhebung des Bistums Konstanz erneuerte Bern 1828 mit Luzern, Zug und Solothurn das „Bistum Basel" mit Sitz in Solothurn, dem sich bald auch die Kantone Basel, Aargau und Thurgau anschlossen, während die Waldstätte neben den andern Kantonen der deutschen Schweiz dauernd an das Bistum Chur kamen.

kommen an Werktagen schöner und köstlicher gekleidet, als wir an Sonntagen erschienen, und an den Sonntagen erscheinen sie in ihrem schwarzen Anzuge nach neuestem Schnitt, gerade wie ausgemachte Herren. Woher dies kommen mag, weiß ich nicht; in jedem Falle glaube ich nicht, daß der Grund hiervon im Seminarium liege, wo ihn viele, denen diese Anstalt oder die Lehrer daran nicht recht sind, so gerne suchen; nein, dieser Übelstand, ist, nach meiner Ansicht, weder der innern Einrichtung noch den Lehrern des Seminars zuzuschreiben; denn die Lehrer und besonders auch der Direktor gehen ja hierin mit dem schönsten Beispiele der Einfachheit voran. Der Grund muß im Geist der Zeit oder in der verkehrten häuslichen Erziehung zu suchen sein, da man so viel für Luxus und Hoffahrt verwendet; auch mag der Umstand vieles dazu beitragen, daß die Tücher und Stoffe heutzutage viel wohlfeiler sind, als sie früher waren. Allein liegen nun die Gründe dieser Erscheinung worin sie wollen, so sollte gerade der Lehrer, und besonders der angehende Lehrer, der noch keine Verdienste hat, sich der größten Einfachheit befleißen und sich in keine andern Stoffe kleiden, als die übrigen Bewohner seines Wirkungskreises es gewohnt sind.

Wenn ich aber auf der einen Seite allen Kleideraufwand der Lehrer mißbillige, da er in jedem Falle mit den Klagen über allzukarge Besoldung im Widerspruch stehen, so muß ich auf der andern Seite denn doch auch gestehen, daß weitaus die große Mehrheit der aargauischen Lehrer sich der gehörigen Einfachheit befleißt und befleißen muß, und daß die Klage meistens nur junge Lehrer im ledigen Stande trifft, die aber, wenn sie verheiratet sind, von selbst auf die nötige Einfachheit zurückkommen und zurückkommen müssen, wenn sie nicht in Geldstag fallen wollen, und seitdem das Seminarium in Wettingen ist, kleiden sich auch die Seminaristen einfacher, was die ländliche Arbeit fordert und was auch noch daher kommen mag, weil sie in ihrer Umgebung nichts anderes sehen.

Endlich komme ich auf meine ehemaligen Lehrer im Seminarium und zuerst auf den Herrn Direktor. Herr Nabholz war katholischer Geistlicher und lange Zeit Lehrer bei Vater Pestalozzi in Yverdon, von wo er dann im Jahre 1824[10] als das Lehrerseminarium ins Leben trat, an diese Stelle berufen wurde. Damals wollte jeder Lehrer Pestalozzianer sein, und in jeder Schule sollte nach der Methode und im Geiste von Pestalozzi gelehrt werden. Darum wurde auch Herr Nabholz als Direktor an das aargauische Lehrerseminarium gerufen; allein ich glaube nicht, daß er im Betreff einer Methode mit sich so ganz einig war, so wenig als Pestalozzi selbst, der durch seine Grundsätze einer naturgemäßen Erziehung und Bildung die rechte Bahn gebrochen und dadurch das geisttötende Formenwesen aus den Schulen verbannt hatte; ja ich glaube, Pestalozzi selbst konnte keine vollständige Methode aufstellen. Er gab gute Ideen und legte damit den Grund, auf dem später andere fortbauten und so endlich das Erziehungs-Gebäude aufführten und unter Dach brachten. An der innern Einrichtung desselben wird aber immer noch gearbeitet und gehobelt und gemeißelt; der eine glaubt es so, der andere wieder anders einrichten zu müssen. Mancher Lehrer wollte im Geiste von Pestalozzi lehren; allein es fehlte ihm eben dieser Geist, und er verfällt in einen geisttötenden Mechanismus, weil er in die Hülfsmittel und Formen von Pestalozzi nicht den rechten Geist oder vielmehr oft gar keinen Geist bringen konnte.

So kam ich im Jahr 1837 in eine Elementarschule im Aargau, wo ein alter Lehrer, der im Rufe eines ausgezeichneten Lehrers stand, seine 7—8jährigen Kinder nach Pestalozzischen Grundsätzen unterrichtete. Mit großen Erwartungen und mit hoher Achtung vor dem alten Lehrer, der Pestalozzi persönlich sehr gut gekannt und viel Umgang mit ihm gehabt hatte, betrat ich die Schulstube und hörte wohl zwei Stunden dem Unter-

[10] Teilweise unzutreffend. Siehe Fußnote 2 Seite 16.

richte zu. Er hatte mit den kleinen Knaben, die kaum lesen konnten, Sprachunterricht. Jedes Kind hatte vor sich eine kleine Grammatik, welche die Formenlehre der deutschen Sprache enthielt, und dieses Büchlein mußten die Kinder auswendig lernen. Da konjugierten und deklinierten sie die nackten Tat- und Hauptwörter und mußten sie, ein Kind nach dem andern, auswendig hersagen. Das war Sprachunterricht in Pestalozzischem Sinn und Geist! Nun kam der Lehrer zum Rechnen. Für diesen Unterricht hing an der Wand die sogenannte Pestalozzi'sche Einheitstabelle.[11] Nun mußten die Kinder bald einzeln, bald im Chore sprechen, indem der Lehrer mit dem Stocke auf die Tabelle wies: 1 ist der halbe Teil von 2, 2 ist einmal 2, 3 ist einmal 2 und der halbe Teil von 2 usw. Die Kinder konnten alle die Übungen, welche auf dieser Tabelle anzustellen sind, mit großer Fertigkeit sprechen. Das war der Rechnungsunterricht! Sehr getäuscht in meinen Erwartungen, verließ ich diese Schule und hatte eigentlich Mitleiden mit diesen Kleinen; denn der Lehrer hatte in seinem Lehrtone zu viel Ernst, ja etwas Barsches; er konnte sich nicht so recht zu den Kleinen herablassen und mit ihnen freundlich und kindlich reden; es war, als hätte er 15jährige Schüler vor sich, zu denen er in jedem Falle geeigneter war als zum ersten Elementarunterrichte. In seinen jüngern Jahren mag er diesen Unterricht besser aufgefaßt und mehr geleistet haben und auch mit den Schülern freundlicher und kindlicher gewesen sein; denn wenn man älter wird, so wird man in der Regel auch griesgrämischer und unverträglicher.

Es fügte sich nun so, daß ich bald hernach Nachfolger dieses Lehrers wurde und die gleichen Schüler erhielt. Als ich mit ihnen zu rechnen anfing, konnten sie mir die einfachsten Auf-

[11] Die Einheitstabelle, allerdings etwas anders beschaffen, als sie hier dargestellt wird, war ein grundlegendes Lehrmittel für den Rechenunterricht im Sinne Pestalozzis.

gaben nicht lösen und wußten mir nicht zu sagen, wie viel 8 + 7, 9 + 15 usw. waren, während sie nach der Einheitstabelle, wie bereits gesagt, eine große mechanische Fertigkeit hatten.

So mag es noch viele Lehrer gegeben haben und jetzt noch geben, welche glauben, in Pestalozzischem Geiste zu lehren, während in ihrer Schule ein toter Mechanismus herrscht. Diesen alten ehrwürdigen Lehrer, dessen Nachfolger ich wurde, lernte ich in der Folge näher kennen und lernte ihn sehr achten. Er war sehr belesen, wußte daher Vieles und hatte viele Kenntnisse, und dieses alles erwarb er durch Selbststudien; es war die Frucht seines Fleißes.

Ich will Herrn Nabholz nicht in die Kategorie der Lehrer stellen, die Pestalozzi nicht aufgefaßt, nein, ich glaube wohl, daß er Pestalozzi verstanden; allein seine Ideen und Gedanken über Erziehung und Unterricht systematisch zu ordnen und in ein Ganzes zu bringen: diese Aufgabe hatte er noch zu lösen. So wollte er auf Pestalozzischem Grund und Boden ein neues Sprachgebäude aufführen, war aber über den Plan desselben nicht einig; er machte mit uns Versuche aller Art, und am Ende des Kurses hatten wir keinen zusammenhängenden Sprachunterricht und verstanden das wenige nicht recht, das wir geübt hatten. Er ging vom Anschauen und Benennen der Gegenstände aus, wie Pestalozzi gelehrt; allein er führte eine ganz neue Terminologie ein, die uns ganz verwirrte. Wie gesagt, wir hatten wohl verschiedene ungeordnete Sprachübungen, die wir jedoch im praktischen Berufsleben nicht anwenden konnten. Ich gab mir Mühe, den erhaltenen Sprachunterricht zu ordnen und in meiner Schule einzuführen; allein als ich keinen Zusammenhang mehr fand, und weil ich überhaupt den Gang des Unterrichts nicht verstand, so ließ ichs bleiben und ergriff einen andern Leitfaden, den ich verstand und womit ich jetzt noch gut fahre. Wir baten Herrn Nabholz oft, er möchte doch seinen Sprachunterricht im Drucke herausgeben. Er versprach es uns; allein es blieb beim Versprechen.

Er arbeitete in jedem Falle daran; denn ich mußte ihm vieles ins Reine schreiben, wovon ich aber das Wenigste verstand.[12] Herr Nabholz hatte gar viel auf dem Lautierunterricht, und wir verwendeten sehr viel Zeit auf denselben und machten allerlei Übungen und fertigten Tabellen darüber aus. Diesen Unterricht wollte ich in der Schule meines Vaters einführen; allein ich wußte ihn nicht recht anzubringen, weil ich den Übergang zum Lesen, das ja der Zweck des Lautierunterrichtes sein soll, nie recht finden konnte. Herr Direktor Keller[13] hat dann in seinem Lehr- und Lesebüchlein diesen Unterricht recht praktisch behandelt und mir und gewiß noch manchem Lehrer dadurch aus der Verlegenheit geholfen.

Herr Nabholz erteilte uns auch den Unterricht in der Geometrie, worin wir bis zur Stereometrie, d. h. bis zur Lehre der Körper und bis zum Messen und Berechnen derselben kamen, und zwar ohne Algebra, die wir nicht einmal dem Namen nach kannten, währenddem sie im geometrischen Unterrichte zur Aufstellung von Formeln ein fast unentbehrliches Hülfsmittel ist. Den Unterricht in der Geometrie erteilte Herr Nabholz recht geistbildend, indem wir die Beweise, so viel als möglich, selber suchen mußten; er diktierte uns die Lehrsätze, und die Beweise mußten wir als Hausaufgabe aus dem bereits Bewiesenen und Bekannten selber suchen. So sollte der mathematische Unterricht in allen Schulen erteilt werden, wenn der Hauptzweck desselben erreicht werden soll; denn dieses Unterrichtsfach soll nicht nur aus

---

[12] Tatsächlich hat Nabholz später neben kleinern Arbeiten über den ersten Unterricht in der Muttersprache einen „Leitfaden zum deutschen Sprachunterricht für Elementarschulen" herausgegeben (1839).

[13] Augustin Keller, 1805—1883, der hervorragende aargauische Schul- und Staatsmann, dessen kraftvolle Erscheinung im Gedächtnis der Heimat mit seltener Frische fortlebt, hat für die Aargauer Schule als Seminardirektor (1834—1856) die ersten eigentlichen Lehrmittel geschaffen, so 1837 ein „Lehr- und Lesebüchlein für die mittlern und obern Klassen".

rein materiellen Gründen gelehrt werden, um es im praktischen Leben anwenden zu können; nein, der Hauptzweck desselben ist nach meiner Ansicht Entwicklung und Bildung des Geistes und Übung im Denken. Dieser Hauptzweck wird aber da nicht erreicht, wo die Beweise den Schülern vordemonstriert und Lehrsätze und Beweise diktiert werden, wie es in den meisten Bezirks- und höhern Schulen noch geschieht.

Wir hatten bei Herrn Nabholz ferner den naturgeschichtlichen Unterricht, allein in sehr unregelmäßigen Stunden. Ich kann nicht begreifen, warum dieses für jeden Lehrer so wichtige Unterrichtsfach so vernachlässigt und warum so wenig Zeit auf dasselbe verwendet wurde. Der Herr Direktor beobachtete in diesem Unterrichte keine Ordnung; bald erklärte er uns von Tieren, bald von Pflanzen, bald von Mineralien, und bald las er uns aus diesem oder jenem Reiche etwas vor. So lernten wir wenigstens die Tiere von Pflanzen, und die Pflanzen von Mineralien unterscheiden; auch lernten wir, daß die Affen vier Hände haben, daß die Krebse rückwärts gehen, daß die Fledermäuse keine Vögel seien und warum der Mensch nicht fliegen könne usw., und das war ja genug; mehr war nicht nötig. Wahrscheinlich dachte der Herr Direktor, wir seien Kinder der Natur und haben dieselbe täglich vor Augen; wir können die Tiere, Pflanzen und Steine ja in der Natur anschauen.

Auch die Geschichte und Geographie erteilte uns der Herr Direktor. Im ersten Fache mußten wir die Erzählungen aus Zschokkes Schweizergeschichte lesen und erzählen, und das war alles. Daß es außer der Schweizergeschichte auch noch eine allgemeine Geschichte gebe, wußten wir nicht, währenddem ein zweckmäßig erteilter und im rechten Sinn und Geist aufgefaßter weltgeschichtlicher Unterricht für den Lehrer gewiß so notwendig wäre als manches andere Fach. Ebenso mangelhaft sah es mit dem geographischen Unterrichte aus; doch führte uns der Herr Direktor gegen das Ende des Kurses über die Schweizergrenze

hinaus; er zeigte uns, daß es außer unserem Vaterlande noch andere Länder gebe, und machte uns auf die Grenzen, Gebirge, Flüsse, Inseln und Seen, Meerbusen und Halbinseln, Meerengen und Landengen von Europa aufmerksam; auch lernten wir, daß es außer Europa noch vier Weltteile gebe; damit aber Punktum.

Neben dem Herrn Direktor waren noch sieben Hülfslehrer, von denen drei, nämlich Rüetschi, Baumann und Kern Zöglinge des vorhergegangenen Kurses waren und zugleich den Unterricht an der Musterschule zu erteilen hatten. Herr Rüetschi[14] gab uns den Rechnungsunterricht. Sein Vortrag war lebendig und klar. Alle Aufgaben mußten wir schriftlich auflösen und auf die Einheit zurückführen. Diese Methode ist sehr gut, naturgemäß und daher den Schülern verständlich; sie übt das Denkvermögen und schützt vor dem toten Mechanismus, in den man

[14] Klemens Rüetschi, 1800—1864, von Wittnau, trat 1824, als er bereits Militärdienst getan, ins Seminar Aarau ein und wurde bald einer der besten Schüler seines Kurses, weshalb er 1827, ein Jahr nach seiner Patentierung, als Musterschullehrer an die Anstalt berufen wurde. Um eine Besoldung von 150 Franken alter Währung leitete er seine Schulabteilung und erteilte am Seminar den Unterricht in den mathematischen Fächern, später auch in Schönschreiben, wobei er nach dem einmütigen Urteil von Vorgesetzten und Schülern ein großes natürliches Lehrgeschick an den Tag legte. Aus Anhänglichkeit an den von ihm verehrten Direktor Nabholz lehnte er eine ihm angebotene Lehrstelle in Baden trotz bessern Besoldungsaussichten ab, und aus Liebe zu der Anstalt und zu seiner Heimat — er hatte sich 1836 mit Sophie Hagnauer von Aarau vermählt — 1838 auch eine ehrenvolle Berufung zur Leitung des Lehrerseminars St. Gallen. Mit dem Seminar siedelte er nach Lenzburg und später nach Wettingen über. Hier wurde dem äußerst gewissenhaften und in Verwaltungsdingen erfahrenen Manne das Wirtschaftswesen der Anstalt übertragen. Er starb 1864, nachdem er 37 Jahre in verdienstlichster Arbeit am Seminar verbracht hatte. Ein bescheidenes Denkmal im Seminargarten zu Wettingen erinnert an seine langjährige Tätigkeit als Quästor der Lehrerpensionskasse.

beim Rechnen so leicht verfällt. An diesem Unterricht habe ich nur eines zu rügen: Herr Rüetschi hätte uns außer mit diesen Auflösungen früher und länger mit den einfachen Regeln und mit den kürzesten Verfahrungsarten bekannt machen sollen; denn es ist ja natürlich, daß man im praktischen Leben nicht auf solche weitläufige Weise rechnet, sondern man sucht auf dem kürzesten und sichersten Wege zum Resultat zu kommen, um so wenig Zeit als möglich damit zu verlieren. Freilich soll man bei jeder Regel nicht nur wissen, wie man zum Ergebnis kommt, sondern auch, warum man auf diese Weise dazu kommen muß; hat man dann auch das Verfahren vergessen, so kommt man von selbst wieder darauf.

Herr Baumann[15] mußte uns in der Anwendung der Geometrie, nämlich im Messen und Berechnen von Flächen und Körpern und besonders im Landmessen instruieren und uns im Zeichnen von Plänen Anleitung geben. Er war ein gewissenhafter Lehrer, aber etwas schläfrig und daher langweilig im Unterrichte. Wir lernten das Nötige, was wir vermittelst der wenigen Hülfsmittel zu lernen imstande waren; denn wir hatten keinen Meßtisch und mußten alles nur mit Ketten und Stäben ausführen. Unter seiner Leitung vermaßen wir die sogenannte Telli und planierten sie.

Herr Kern[16] erteilte uns Unterricht im Zeichnen von freier Hand. Ich erinnere mich dieses Unterrichtes nicht mehr so recht deutlich; doch weiß ich noch, daß wir immer auf der Tafel zeich-

---

[15] Johannes Baumann, von Schafisheim, gehörte der nämlichen Seminarklasse wie Rüetschi an, trat aber schon 1828 aus seiner Stelle am Seminar an die städtischen Schulen in Aarau über.

[16] Kern, über diese Hülfskraft, die offenbar nur kurze Zeit im Dienste des Seminars stand, ist Genaueres nicht in Erfahrung zu bringen. Sie wird auch in der hier mehrfach benützten Gedenkschrift „Das aargauische Lehrerseminar" von Seminardirektor J. Keller nirgends erwähnt.

nen mußten und daß sich dieser Unterricht nur auf geometrische Figuren beschränkte. Wir machten in dieser Kunst keine großen Fortschritte, woran in jedem Falle mehr der Lehrer als die Schüler Schuld waren.

Unser Lehrer im Schönschreiben war Herr Schmuziger,[17] der eine sehr schöne Handschrift schreibt. Wir schrieben nach Vorlagen, die er selber geschrieben, und lernten im allgemeinen eine saubere und schöne Handschrift.

Den Religionsunterricht erhielten die katholischen Zöglinge vom Herrn Direktor selbst und wir reformierten von Herrn

---

[17] Daniel Schmuziger, 1795—1868, von Aarau, Lehrer an den städtischen Schulen, ganz besonders in der Kunst des Schönschreibens „ein treufleißiger und kundiger Fachmann". Es leben in der ältesten Aarauer Generation heute noch Schüler von ihm, die dem einstigen Schreiblehrer durch ihre meisterlich ausgebildeten Handschriften Ehre machen. Neben der Schule führte Daniel Schmuziger ein Schreibwarengeschäft an der Rathausgasse.

[18] Abraham Emanuel Fröhlich, 1796—1865, von Brugg, der bekannte Fabeldichter, damals Professor der deutschen Sprache an der Kantonsschule Aarau. Der Widerspruch der Haltung, der ihm hier zum Vorwurf gemacht wird, ist nicht unbegründet. Fröhlich, eine geistvolle, vielseitig begabte Persönlichkeit, zog sich in jungen Jahren, als Pfarrer in Mönthal, durch seine freien Anschauungen in kirchlichen und politischen Dingen den Ruf eines liberalen Freigeists zu, was ihm mehrfach kränkende Zurücksetzung bei Bewerbungen eintrng. In der Bewegung der 30-er Jahre aber wurde er als Redaktor der Neuen Aargauer Zeitung ein leidenschaftlicher Anwalt des bisherigen aristokratischen Regimes. Als er deswegen 1835 trotz anerkannter Leistungen an der Kantonsschule nicht wiedergewählt und seiner Berufung als Pfarrer von Kirchberg die regierungsrätliche Genehmigung versagt wurde, wandelte er sich ganz zum Gegner der freisinnigen Bewegung. Schwere Familienerlebnisse führten ihn auch mehr und mehr der kirchlichen Strenggläubigkeit zu. 1836 wurde er Bezirkslehrer in Aarau und Klaßhelfer. Aus seiner kirchlich-politischen Umstellung heraus beteiligte er sich an den Angriffen, die 1852 und 1853 gegen Augustin Keller und das Seminar Wettingen angehoben wurden.

Professor Fröhlich,[18] der jetzt Helfer ist. Ich gehörte in diesem Unterrichte nicht zu den geschicktesten Schülern, weil ich nicht so vorbereitet war, wie die meisten von den andern; denn so wie der Herr Pfr. Keyserreysen überhaupt in seiner Kirchgemeinde viel zu nachsichtig war, so war ers auch als Religionslehrer; er war eben nur zu gut. Doch kam ich mit dem festen Glauben an die Wahrheiten der Bibel und besonders auch des neuen Testamentes nach Aarau und hatte vor diesem Buche überhaupt eine große Ehrfurcht. Durch den Religionsunterricht von Herrn Fröhlich wurde mir allerdings vieles deutlicher und klarer; allein ich wurde dennoch in meinem Glauben nicht etwa noch mehr bestärkt; nein, sein Unterricht war in mancher Beziehung derart, besonders was die Dogmatik anbetrifft, daß er in uns eher Zweifel erregte. Ich kann darum nicht begreifen, wie Herr Helfer Fröhlich vor einigen Jahren den Mut hatte, im obern Kapitel über das Keller'sche Lehrerseminar loszuziehen und dasselbige zu beschuldigen, als fehle ihm ein rechter religiöser Geist. Obgleich ich das gegenwärtige Lehrerseminarium in Wettingen nicht so genau kenne, wenn schon die meisten Lehrer daselbst, worunter auch der reformierte Religionslehrer, mit mir befreundet sind, was ich mir zur Ehre anrechne, so glaube ich dennoch nicht, daß es diesen Vorwurf verdient. Indessen mögen jüngere Lehrer, welche im Kellerschen Seminarium gebildet wurden, hierüber Auskunft geben.

Es tut mir leid, von Herrn Helfer Fröhlich, den ich sonst als einen ausgezeichneten und geistreichen Gelehrten und als meinen ehemaligen Lehrer achte und ehre, den Religionsunterricht betreffend das sagen zu müssen. Wir besuchten seinen Unterricht sonst gerne; er war in seinem Vortrage lebendig und geistreich, machte aber mitunter auch witzige Bemerkungen, wo sie nach meiner Ansicht nicht so ganz am Platze waren. Ich glaube übrigens, er würde jetzt manches anders anschauen als damals.

Michael Traugott Pfeiffer

Ich komme nun zu Herrn Pfeiffer,[19] der uns im Gesang unterrichtete; er hatte aber, seinen vielen musikalischen Kenntnissen unbeschadet, wenig Eigenschaften zu einem Gesang- und Musiklehrer, indem er viel zu ungeduldig und reizbar war. Ein falscher Ton machte ihn fast krank. Wenn falsch gesungen wurde, so sprang er gewöhnlich vom Flügel auf und sagte sehr aufgeregt: „Teufel, Teufel! wollt ihr mich umbringen?". Hatte er den Sänger, von dem der Mißton herkam, entdeckt, so schickte er ihn zur Türe hinaus. Oft geschah es, daß er mitten im Unterricht

[19] Siehe Fußnote 3, Seite 17.

fortlief und uns stehen ließ und nicht mehr erschien. In solchen Fällen warteten wir, bis die Stunde geschlagen, und gingen dann nach Hause. — Dazu war sein Unterricht sehr einseitig, so daß wir die Moll- oder weichen Tonarten nie kennen lernten und nie ein Wort davon hörten. Auch mußten wir immer zur Unzeit in die Gesangstunde und zwar entweder unmittelbar nach dem Mittagessen oder dann am Morgen nüchtern. So schnell Herr Pfeiffer erzürnt wurde, ebenso schnell war er wieder freundlich und gut. So schickte er auch mich einmal des Lachens wegen, das er nicht leiden konnte, zur Türe hinaus. Nach der Stunde ging ich zu ihm, bat ihn um Verzeihung, und siehe, er war wieder so freundlich mit mir und gab mir so gute Worte, wie ichs nicht erwartete.

Endlich komme ich zu unserm Lehrer im Orgelspiel, nämlich zu Herrn Egg,[20] Organisten des katholischen Gottesdienstes. Dieser Mann hatte eine große Fertigkeit auf der Orgel und auf dem Klavier; aber nicht minder stark war er im Saufen; er war ein ausgelassener liederlicher Mensch, der kein Eigentum besaß als das nicht immer saubere Kleid, welches seine Blößen bedeckte, und einen Stock, den er stets bei sich trug. Er hatte kein bestimmtes Logis; seine Herberge war allemal das letzte Wirtshaus, das er besuchte. Den Unterricht im Orgelspiel hatten wir gewöhnlich am Abend, und immer drei bis vier Zöglinge zusammen. Nun geschah es selten, daß Herr Egg nicht mehr oder weniger berauscht in den Unterricht kam, und dann war er in der Regel so aufgelegt, daß er sich zur Orgel setzte, den Bärenmarsch spielte und dazu das Brummen der Bären brüllend nachmachte. So ging die Stunde zu Ende, und der Unterricht war vorüber.

---

[20] Johann Nepomuk Egg, von Laufenburg, 22 Jahre lang Organist zu Freiburg i. B., kam 1819 als solcher nach Aarau an die katholische Kirche, ein Meister auf der Orgel, im Leben ungebunden und unverträglich. So charakterisiert ihn Direktor J. Keller in der Seminarfestschrift.

Geschah dies nicht, so war er fürchterlich strenge und grob, so daß er, wenn man nicht gerade den Akkord griff, den er wünschte, dem Spieler die Hand dermaßen auf die Tasten schlug, daß ihn die Finger noch lange schmerzten. Daß wir auf diese Weise wenig oder nichts lernten, wird jedermann klar sein.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß Herr Nabholz uns in der letzten Zeit des Kurses auch eine Art pädogogischen Unterrichtes erteilte, in dem er aber hauptsächlich seinen Sprachunterricht entwickelte, so daß dieser Unterricht mehr von der Didaktik als von der Pädagogik handelte.

Aus dem Gesagten geht nun deutlich hervor, daß im Seminarium wohl dafür gesorgt wurde, uns ja nicht mit Kenntnissen zu überladen, und daß der aus der Anstalt tretende junge Lehrer auch noch etwas zu denken und zu lernen hatte. Ja, wohl blieb uns noch zu denken genug übrig, besonders da wir, trotz der vielen Zeit, die wir auf den so mageren Sprachunterricht verwenden mußten, dennoch in diesem so wichtigen Fache uns nicht zu orientieren wußten und daher denselben in den Schulen auch nicht mit Nutzen anwenden konnten. Es ist gewiß den Schulen von großem Nachteil, wenn der junge Lehrer beim Antritt seines Wirkungskreises vor den Kindern steht, und nicht weiß, wie und wo er den Unterricht angreifen solle, und vielleicht Jahre lang probieren muß, ehe er über einen Unterrichtsgang mit sich einig wird. Ich rede hier aus Erfahrung und weiß wohl, wie es mir ging. Es wurde auch in andern Fächern überhaupt viel zu wenig auf eine Methode geschaut, so daß wir am Ende des Kurses wohl in jedem Fache eine Menge Stoff hatten, aber denselben nicht anwenden konnten, ohne ihn vorher zu ordnen und in einen Unterrichtsgang zu bringen. Es sollte in den Lehrerbildungsanstalten nicht nur dahin gearbeitet werden, den Zöglingen recht vieles beizubringen und sie im wissenschaftlichen Unterrichte recht weit zu führen; nein, es sollten die Lehrer im letzten Jahre hauptsächlich Anleitung erhalten, wie sie in den Schulen jedes Unter-

richtsfach anzugreifen und zu lehren hätten. Dies muß ja ein Hauptzweck der Lehrerseminarien sein; sonst brauchte man keine dergleichen Anstalten, wenn es sich beim Lehrer nur um das Vielwissen handelte; dieser Zweck könnte ja in jeder Sekundar- und Gewerbeschule und in jedem Gymnasium erreicht werden. Der Lehrer findet in der Schule ohnedies noch zu denken und Hindernisse genug, wenn ihm auch im Seminarium die Methode jedes Unterrichtfaches gegeben wird. Inwiefern im Seminarium zu Wettingen und in andern Lehrerbildungsanstalten dieser Hauptzweck des methodischen Unterrichtes berücksichtigt wird, weiß ich nicht; allein das weiß ich, daß er in unserm Kurs sehr vernachlässigt wurde.

Da unsere Schlußprüfung nahe war, so trug uns der Herr Direktor auf, aus unserer Mitte einen zu bezeichnen, der am Ende der Prüfung die Abschiedsrede halten müsse. Die Wahl fiel einstimmig auf Lehner,[21] der sich besonders im Deutschen

[21] Johann Heinrich Lehner, 1810—1879, von Stilli, trat, nachdem er dem Vater eine Zeitlang im Flößergewerbe geholfen hatte, 1827 ins Seminar ein, mangelhaft vorbereitet, aber von einem starken Bildungsdrang beseelt. Da er sich „durch seltene Fähigkeiten und eisernen Fleiß während des letzten Kurses vor allen Mitschülern ausgezeichnet", wurde er schon im Herbst nach seiner Patentierung als Hülfslehrer an die Musterschule der Anstalt berufen. Zeitlebens sehr um seine Weiterbildung bemüht, ersetzte er durch selbständiges Studium, was ihm an wissenschaftlicher Schulung abging. So verbrachte er einen längern Urlaub in Lausanne, zur Erlernung der französischen Sprache. So ausgerüstet, übernahm er später auch wissenschaftlichen Unterricht, vorab in Geschichte und Geographie. Er wußte die Schüler durch die Anschaulichkeit der Darstellung und die Wärme des Vortrages zu fesseln. Am Gedeihen des Seminars und am Fortkommen der Austretenden nahm er regen Anteil. Er starb 1879, am 17. Februar. Drei Tage vorher hatte ihm der damalige Erziehungsdirektor und frühere Kollege Augustin Keller im Auftrage der Regierung ein Dankschreiben und ein silbernes Tischservice überreichen lassen, als Zeichen „der Pietät, welche vorab die Republik einem treuen, tugendhaften, pflichtgeheiligten Leben schuldig ist, das, jedem Eigennutz fremd, sich dem Gemeinwohl des Landes geopfert hat".

auszeichnete und seither Lehrer am Seminarium ist. — Wir mußten schon lange vor der Prüfung Examenarbeiten ausfertigen, die dann zur Einsicht vorgelegt wurden; daher ging die Prüfung in zwei Tagen vorüber. Zum Abschied veranstalteten wir eine einfache Mahlzeit und luden sämtliche Lehrer hierzu ein; dann brachten wir dem Herrn Direktor sowie den Mitgliedern der Seminar-Kommission unter Leitung des Herrn Pfeiffer ein Ständchen, und als Herr Pfeiffer nach Hause gegangen, folgten wir ihm nach und wollten auch ihm einige Lieder singen; allein kaum hatten wir begonnen, so kam er heraus und nötigte uns, herein zu kommen, ohne uns länger anhören zu wollen; wahrscheinlich hat unser nicht mehr so ganz harmonischer Gesang sein feines und zartes Ohr beleidigt. Er regalierte uns mit Wein, und wir genossen bei ihm in dem gleichen Zimmer, wo wir ihn so oft erzürnt hatten, einige fröhliche Augenblicke. Herr Pfeiffer war so lustig, wie ich ihn nie gesehen, und wie ich nie glaubte, daß er werden könnte.

So ungern ich ins Seminar eingetreten war, ebenso ungern verließ ich Aarau und wünschte nur, mich noch weiter fortzubilden; denn erst jetzt fühlte ich, wieviel noch zu lernen wäre und wieviel mir noch mangelte; allein zu meiner Weiterbildung hatte der Vater keine Lust, weil ihm die Mittel hierzu fehlten. Ich kam im November 1829 also nach Hause, wo ich den kalten Winter zubrachte und meinem Vater in der Schule behülflich war; wie aber der Frühling kam, begab ich mich mit einem Empfehlungsschreiben von Herrn Oberst von Effinger[22] in Wildegg an Herrn Fellenberg nach Hofwil,[23] wo ich mich etwa ein Jahr aufhielt.

---

[22] Ludwig Albrecht von Effinger, 1773—1853, Schloßherr von Wildegg, spielte im Stecklikrieg eine bedeutende Rolle bei der Eroberung von Freiburg.

[23] Emanuel Fellenberg, 1771—1844, Gründer der Erziehungs- und Lehrerbildungsanstalt Hofwil.

Zum Schlusse muß ich noch bemerken, daß ich in Folge der Schlußprüfung ein Zeugnis für alle Klassen der Primarschulen auf sechs Jahre erhielt, und möchte bitten, mir die freien Äußerungen über meine ehemaligen Lehrer nicht übel zu nehmen und mich nicht etwa der Undankbarkeit gegen sie zu beschuldigen. Nein, Gott bewahre mich davor! Meine Lehrer hielt ich immer in dankbarem Andenken, und ich werde sie achten und ehren, so lange ich lebe.

November

Du suchst zur Nacht den Weg durch alte Gassen,
Drin Nebels dünne Fluten schweigend stehn,
Mit Mauern, die bald auseinandergehn
Bald engend drohen, finster feuchte Massen.

Nun löst sich etwas aus dem schwebend Weißen
Und wächst heran zu menschlicher Gestalt.
Schwermütiger Blick aus tiefem Augenfalt
Streift über dich in Straßenlichtes Gleißen.

Und Schauer fühlst du kältend dich durchhauchen,
Vor unserm Sein, das Dunklem sich enthebt,
Zur Form beseelt das Leuchtende durchschwebt,
Ins Ungeschiedne wieder bald zu tauchen.

Hans Kaeslin (Nov. 38).